

Mit Punkrock gegen die Gleichgültigkeit der Welt

Wolfgang Borcherts Klassiker „Draußen vor der Tür“ im Nürnberger Schauspielhaus: Laute Verzweiflung statt leiser Mahnung

VON KATHARINA ERLLENWEIN

Wolfgang Borcherts „Draußen vor der Tür“ als punkige Performance: Im Nürnberger Schauspielhaus ist eine drastische, aber mitreißende Version des Nachkriegs-Dramas zu sehen.

Irgendwie scheint alles grau in Wolfgang Borcherts nach wie vor eindringlichem Drama um den Kriegsheimkehrer Beckmann. Grau ist die Elbe, in der sich der Ex-Soldat ertränken will, grau der Uniformmantel, grau die Zukunft, wenn man den Text liest. Regisseur Sascha Hawemann hat allerdings beschlossen, in Nürnberg ein paar schrille Akzente zu setzen: Die Elbe trägt als Transe goldenen Glitzerfummel, darunter pink glänzende Höschen, und weil es so langweilig ist, dauernd Selbstmörder wieder auszuspuken, lässt sich die Alte von einem weißen Pudel gelangweilt einen runterholen. Soviel zum Auftakt.

Während sich Beckmann an der trüben Wirklichkeit abarbeitet, führen die anderen Figuren in seiner Umgebung ein unerträglich fröhliches Dasein – was die Verzweiflung des hungernden, einsamen, versehrten Rückkehrers nur auf die Spitze treibt. Insofern ist Hawemanns Punk-Attitüde nur konsequent, unterhält über weite Strecken der zwei Aufführungsstunden gut und folgt einem klaren Konzept unter der Überschrift: Subtil geht anders. Nur gegen Ende verläppert das Ganze in selbstverliebten Wiederholungen.

Gleich drei Beckmanns

Der Regisseur hat Borcherts Text aufgebohrt, ein wenig fortgeschrieben und mit viel heutiger Umgangssprache aufgepeppt. Denn Krieg ist immer noch irgendwo, auch wenn wir ihn uns im warmen Westen vom Leib halten. Beckmann ist nicht nur zweifach wie im Original, sondern gleich dreifach präsent: Als traurige Hauptfigur (Julian Keck), als „der andere Beckmann“, der immer wieder zum Aufbegehren und Weitermachen mahnt (Stefan Willi Wang), und als junger Beckmann (Frederik Bott), der nicht viel zu sagen hat, aber gut Schlagzeug spielt. Denn Live-Musik ist einer der Anker dieser wütenden Party gegen die fröhlich-kühle Gleichgültigkeit: Bühnenmusiker Xell steht an der Seite und spielt mal melancholische, mal wüste



„Gott, du bist ne dumme Sau, du bist zu leise für unsere Zeit!“ Kriegsheimkehrer Beckmann (Julian Keck, rechts) hat eine Rechnung mit dem Schöpfer offen, der sein Kreuz abgestellt hat (Stefan Lorch, hinten) und wie alle anderen die Verantwortung für all das Morden abschiebt. So einfach machte es Wolfgang Borchert seinem Helden nicht. Foto: Marion Bührle

Akkorde auf der E-Gitarre ein – die zuvor verteilten Ohrstöpsel braucht man aber doch nicht. Eindringlicher als die Musik ist, was man sieht.

Denn dieser „Held“ des Krieges, der von seiner Frau betrogen wird, der es nicht schafft, zu sterben, der auch die Zuneigung eines Mädchens (Svetlana Belesova) und die Jacke von deren vermisstem Ehemann nicht verkraftet, wühlt immer wieder in der Erde, wird mit Wasser bespritzt, rennt durch den Torf, der alle am Fortkommen hindert (Bühne: Wolf Gutjahr). Zugleich muss er gegen seine zwei Alter Egos kämpfen. Julian Keck macht das mit großem physischem Einsatz, aber meist starrem Gesicht. Stefan Willi Wang spielt mit viel Energie seinen Einsatz. Er drängt ihn auch, zu dem

gierig fressenden Oberst zu gehen, der ihm die Verantwortung für den Tod von elf Soldaten wieder abnehmen soll. Wie niedlich. „Werden Sie doch erst mal wieder ein Mensch! Waschen Sie sich!“ Als ob das gegen ein Trauma helfen könnte.

Der Gefahr, den Stoff zu sehr ans Heute zu binden, entgeht die Inszenierung, auch wenn Schlagworte wie „dissoziative Störung“, „Afghanistan“ und „Syrien“ fallen. Stefan Lorch zeigt als Oberst wie in seinen anderen Rollen (Gott, Elbe, Einbeiniger) seine Vielseitigkeit. Ebenso Nicola Lembach, die der Rolle des Theaterdirektors, bei dem sich Beckmann schließlich bewirbt, zu neuer Größe verhilft: Regisseur Hawemann geht hier aufs komische Ganze, gibt ihr den

berühmten Mephisto-Look von Gustav Gründgens und heftige Despoten-Züge (passend zur #MeToo-Debatte?). Sie faucht den Gitarristen an, hält ein Plädoyer für Autoren wie Schiller, Grabbe, Wolfram Lotz und die Jelinek und stellt fest: „Das Publikum will gekitzelt werden und nicht gekniffen.“ Ach ja? Hier wird gekniffen, was das Zeug hält – und es passt.

Manchen Zuschauern war's zu viel, der Schlussapplaus ging vor allem an die sich verausgabenden Darsteller. Gut, das Ehepaar Kramer, das im Fünfziger-Jahre-Outfit die elterliche Wohnung Beckmanns besetzt hält und zynisch vom Selbstmord der Eltern berichtet, muss man nicht zigmal raus- und reinkommen lassen. Dass Hawemann über das Entste-

hungsjahr 1947 hinausblickt und die verlogene Wohlglück der Folgezeit einfängt, die der noch vor der Uraufführung gestorbene Borchert nie erlebte, ist dagegen schlüssig. Die Videoeinspielungen, teils am Reichsparteitagsgelände gefilmt, sind mehr Theateraccessoire als unverzichtbares Element, und gegen Ende verliert man vor lauter Gebrüll und Erd-Schmiererei das Wesentliche aus dem Blick. Dass einer da nicht zaghaft anklopft, sondern wie wahnsinnig mit dem Kopf gegen die verschlossene Tür rennt, bis das Blut spritzt, ist aber nur konsequent. Er bleibt draußen.

① Aufführungen am 3., 10., 16., 22. 29. und 31. März, Karten-Telefon: 09 11/2162777